

Freuds Aufgabe der „Verführungstheorie“: Eine quellenkritische Sichtung zweier Rezeptionsversuche

Benigna Gerisch und Thomas Köhler

Zusammenfassung: Der Beitrag befaßt sich noch einmal mit der Aufgabe der sogenannten „Verführungstheorie“ und den Mutmaßungen, welche verschiedene Autoren, insbesondere M. Krüll und J.M. Masson, zu Freuds Motiven für diese Revision anstellen. Es wird gezeigt, daß die Kritiker den eigentlichen Gehalt der Verführungstheorie und damit die Implikationen ihrer Aufgabe nicht realisiert haben. Weiter weisen beide Arbeiten erhebliche innere Widersprüche auf und zeichnen sich nicht zuletzt durch ein eigenwilliges Vermischen verschiedener Argumentationsebenen aus.

Abstract: The article discusses again the revision of the so-called seduction theory and speculations made about Freud's motives of retracting this interesting etiological model of neurosis. Special attention is given to the criticisms by M. Krüll and J.M. Masson. It will be shown that the critics have not realised the actual content of the seduction theory and thus could not see the implications of the revision. Moreover, both papers show serious internal contradictions and mingle different levels of argumentation.

Einleitung

Die sogenannte „Verführungstheorie“ - Freud selbst hat den Begriff nie explizit gebraucht - wurde im Jahre 1896 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit präsentiert (Freud 1896b,c). Sie enthielt als Kernaussage, daß jeder Hysterie (und im übrigen auch jeder Zwangsneurose) als ursächliche Bedingung reale, mittels der Psychoanalyse eruierbare, sexuelle Erlebnisse des Kleinkindalters zugrunde lagen, als deren Urheber sich zumeist Erwachsene darstellten. Dieses ätiologische Modell bot in hervorragender Weise die Gelegenheit, infantiles mit rezentem postpubertären Erleben kausal zu verknüpfen und die Symptome in ihrer spezifischen Ausgestaltung durch einen mehrstufigen Verdrängungsprozeß von infantilen und aktuellen Traumata zu erklären. Bekanntlich hat Freud dieses logisch in sich so befriedigende Modell bald darauf wieder aufgegeben, und

zwar spätestens im September 1897 in einem Brief an seinen Freund Wilhelm Fliess, offiziell aber erst viele Jahre später (vgl. Köhler 1989, S. 169 ff. oder Köhler 1990, S. 180 ff.).

Über viele Jahrzehnte als überwundene Vorgeschichte der Psychoanalyse wenig beachtet und reflektiert, avancierte in jüngster Zeit die Freudsche Verführungstheorie zum zentralen Gegenstand einer kritisch, zuweilen polemisch geführten Diskussion. Zum einen läßt sich das sicher durch die ihr immanente, lange übersehene historische Relevanz erklären. Erst durch Freuds kritische Überwindung der Hypnosemethode, die die infantile Amnesie, wenn überhaupt, nur partiell aufzuheben vermochte, und durch die Einführung des neuen analytischen Instrumentariums, der Assoziationstechnik, tauchte nämlich die Sexualität als ein bis dahin aus der Psychatriegeschichte verbanntes Moment unversehens auf. Die als sexuelle Verführung enttarnete *étiologie* der Hysterie ermöglichte Freud zugleich, auf die variierenden ätiologischen und pathogenetischen Hilfsannahmen wie „hereditäre Dispositionen“ (Charcot) und „hypnoider Zustand“ (Breuer) zu verzichten. Das der Verführungstheorie schon immer anhaftende sozialkritische Moment wurde jedoch durch eine spezifische Bedingung in der Hysteriepathogenese relativiert: Nicht alle Personen, die verführt worden waren, erkrankten auch an der Hysterie, sondern nur dann, wenn dieses Primärerlebnis zusätzlich verdrängt worden war (vgl. Freud 1896c; GW I, S. 446 f.). Diese pathogenetische Eigentümlichkeit verdeutlicht, daß der Begriff der psychischen Realität schon innerhalb der Verführungstheorie eine gewisse Bedeutung gewonnen hatte; gleichwohl blieb Freud mit der Annahme einer komplementären Beziehung von äußeren und inneren Faktoren vorerst dem geltenden naturwissenschaftlichen Paradigma verpflichtet. Zunächst aber war Freud mit der Kausalgenese der Hysterie nicht nur die Entmystifizierung dieser „rätselhafteste(n) aller Nervenkrankheiten“ (Freud 1893f; GW I, S. 30) gelungen, sondern die Prämisse der sexuellen Verführung rehabilitierte darüber hinaus die als Simulantinnen diskriminierten Hysterikerinnen.

Doch nur wenig später hatte Freud diesen abgeschlossenen Hysterieentwurf durch die zunehmende Einsicht in die spontane infantile Sexualität wieder verworfen und an die Stelle der realen sexuellen Verführung das phantasierte Begehren des Kindes, d. h. die Ödipustheorie treten lassen. Zweifellos leitete dieser Paradigmenwechsel (1) eine Wende in der psychoanalytischen Wissenschaftsgeschichte ein und wird darüber hinaus zu Recht als Geburtsstunde der Psychoanalyse rezipiert.

Zum anderen aber läßt sich das Interesse an der Verführungstheorie durch den eigentümlichen historischen Tatbestand erklären, daß Freud selbst, entgegen seiner üblichen Praxis, zumindest zu jener Zeit, keine hinreichende Begründung für diesen fundamentalen Schritt gegeben hatte (vgl. dazu auch Köhler

1990, S. 180 ff.). Unbestritten bleibt, daß sich dieser rasche Wechsel in der Freudschen Theoriebildung auch anhand des biographischen Materials nur schwerlich und unzureichend nachvollziehen läßt, zumal die Möglichkeit, die sich anknüpfenden Konzeptionen in einen metapsychologischen Rahmen zu integrieren, noch lange nicht in greifbarer Nähe lag.

Dies gereichte insbesondere überzeugten Freudkritikern zum Vorteil, um über mögliche Motive und Ursachen zum Teil bizarre Spekulationen anzustellen. Zwar besteht in der Rezeptionsgeschichte der Psychoanalyse weitgehend ein Konsens darüber, daß sich ohne Preisgabe der Verführungstheorie die genuinen Leistungen der Psychoanalyse wie die Entdeckung des Unbewußten (im psychoanalytischen Sinne), die Macht der Phantasien etc. nicht hätten entwickeln können, doch haben die Autoren Marianne Krüll (1979) und J.M. Masson (1984) in ihren Arbeiten eine entschieden andere Position vertreten. Krüll und Masson haben es sich zur Aufgabe gemacht, die „Anfänge der Psychoanalyse“ noch einmal genau zu recherchieren mit dem Ziel, nicht nur den entscheidenden Paradigmenwechsel in der Entstehungsgeschichte der Psychoanalyse transparent zu machen, sondern zugleich die daraus entstandenen theoretischen Implikationen wie die Ödipustheorie grundlegend kritisch zu beleuchten. Beide gelangen übereinstimmend zu der Hypothese, daß die Aufgabe der Verführungstheorie keiner wissenschaftsimmanenten Argumentationslogik folgte, sondern daß vielmehr persönliche Gründe Freuds eine zentrale Rolle gespielt haben. Die Autoren sehen darüber hinaus in Freuds persönlicher Motivation, die sie freilich jeweils sehr unterschiedlich bestimmen, ein fragwürdiges Fundament für die theoretische Konzeption der Psychoanalyse überhaupt.

In der nun folgenden, nicht selten mühsamen textimmanenten Analyse soll insbesondere verdeutlicht werden, daß die Autoren schon aufgrund der von ihnen verwendeten wissenschaftlichen Kriterien ihrem Anspruch auf historische Aufklärung deshalb nicht Genüge leisten können, weil sie die Verführungstheorie nicht als ein ätiopathogenetisches Modell begreifen, sondern in ihrer Argumentation die Gewichtung auf dessen gesellschaftskritische Implikationen verlagern. Allein durch diese inhaltliche Verzerrung wurde die Verführungstheorie als Spaltungsinstrument von denen gebraucht, die in der Psychoanalyse immer schon ein entpolitisiertes und innovationsbedürftiges Machtmonopol gesehen haben.

1. M. Krüll: „Freud und sein Vater“

Die Soziologin M. Krüll analysiert in ihrer 1979 erschienenen Arbeit die Entstehung der Psychoanalyse vor dem Hintergrund Freuds konflikthafter Vaterbindung. Auf der Grundlage ihres familientherapeutischen Verstehensan-

satzes, anhand von zahlreichen Spekulationen und Deutungen liefert Krüll eine sehr eigentümliche Interpretation der historischen Entwicklung Freudscher Theoriekonzeptionen, die, losgelöst von seinen eigenen Verflechtungen nicht begriffen werden könnten und sich schon daher einer grundsätzlichen Kritik stellen müßten. Nach Krüll muß nun die vorläufige Etablierung der Verführungstheorie als ein Aufbegehren Freuds gegen den autoritären und dominanten Vater verstanden werden, die Aufgabe der Verführungstheorie analog als Niederlage Freuds und Sieg des Vaters. Die von Krüll entlarvte Unwissenschaftlichkeit Freuds zeige sich folglich darin, „daß Freud seine eigene Subjektivität selbst nicht erkannte, sondern davon überzeugt war, absolute Wahrheiten erfaßt zu haben“ (Krüll 1979, S. 246). Zu Recht verweist Krüll hier auf den „historischen Sonderfall“ (Rohde-Dachser 1989, S. 195) Freud, dessen psychoanalytisches Modell unzweifelhaft mit seiner Person verbunden bleiben wird. Kaum aber, weil Freud seine eigene Subjektivität nicht erkannte, sondern weil Freud kein „Wissenschaftslogiker (war), der sich reflektierend auf eigene Erfahrungen in einer schon etablierten wissenschaftlichen Disziplin richten (konnte). Er hat umgekehrt, indem er eine neue Disziplin entwickelte, deren Voraussetzungen reflektiert“ (Habermas 1973, S. 262; Hervorhebung im Original).

Wenn nun Krüll einschränkend hinzufügt: „Aber auch dies (seine Subjektivität) ist ihm nicht vorzuwerfen, denn zu einer Zeit, als der Positivismus dominierte, war die notwendige Reflexivität der Humanwissenschaften oder die Relativität jeder Wissenschaft noch nicht denkbar“ (Krüll 1979, S. 246), dann verkennt die Autorin, daß gerade mit der Psychoanalyse eine Disziplin gewonnen wurde, in der das Subjektive nicht positivistisch verleugnet, sondern im Rahmen ihrer als Tiefenhermeneutik zu verstehenden Methodik reflektiert wurde. „Die Psychoanalyse ist für uns als das einzige greifbare Beispiel einer methodisch Selbstreflexion in Anspruch nehmenden Wissenschaft relevant“ (Habermas 1973, S. 267).

Wie die lohnenswerten Ausführungen von Th. S. Kuhn darüber hinaus zu folgern gestatten, ist der subjektive Faktor nicht ein genuines Phänomen des psychoanalytischen Modells - wenngleich er auch an diesem auffallend transparent wird -, sondern immanenter Bestandteil aller, sowohl naturwissenschaftlicher als auch geisteswissenschaftlicher paradigmengabhängigen Theorien (vgl. auch Habermas 1973, S. 165; Anmerkung 97).

Krüll selbst jedoch entwirft keinen kategorialen Rahmen, innerhalb dessen eine Reflexion von (subjektiver) Erkenntnis überhaupt möglich wäre. Mehr noch: Krülls Arbeit basiert unreflektiert auf dem Anknüpfungspunkt ihrer eigenen Kritik, wenn sie betont, daß die Psychoanalyse in jenen Teilen zu würdigen sei, „in denen Freud trotz- oder gerade wegen - seiner Selbstbetroffenheit die Hintergründe von neurotischem oder ‚normalem‘ Verhalten in den Kindheits-

erfahrungen, im gesamten ‚Familienroman‘ des Menschen zu erkennen suchte, da ist seine Theorie ein Instrument, das in der Analyse menschlichen Seins von großem Wert ist“ (Krüll 1979, S. 247). Krülls Subjektivitätskritik reduziert sich so auf ein individuelles Entscheidungsinstrument, das einen selektiven Zugriff auf die Psychoanalyse zugunsten des von ihr favorisierten Familienkonzeptes legitimieren soll. Das Resultat ist die Vermischung und Verzerrung inkommensurabler theoretischer Konzeptionen. Während das familientherapeutische Konzept doch die psychoanalytischen Interpretationsansätze trägt, so wird das analytische Modell wiederum soziologistisch verkürzt. Folgendes Beispiel ist exemplarisch für Krülls gesamte Argumentation: Zunächst verfolgt sie die zentrale These, daß Freud die Verführungstheorie aufgegeben und durch die Ödipustheorie ersetzt habe, weil er sowohl an sich selbst als auch an seinen Geschwistern hysterische Symptome entdeckt hatte und folglich den eigenen Vater als Verführer und perverse Persönlichkeit hätte beschuldigen müssen (vgl. Krüll 1979, S. 71 ff.). Diese These kann jedoch trotz umfangreicher Interpretationsversuche der Originalquellen nicht bewiesen werden. Freud hatte nämlich den Verdacht, daß auch sein eigener Vater sich schuldig gemacht haben könnte, stets bezüglich seiner Geschwister geäußert (vgl. Freud 1985c, S. 245). Auch Krülls Behauptung, daß schon die Theorie der Aktualneurosen eine Theorie „seiner eigenen neurotischen Beschwerden“ (Krüll 1979, S. 36) war, läßt sich nicht anhand der Originalquellen verifizieren. Die von Krüll als Selbstdiagnose interpretierte Passage eines Briefes an Fließ beschreibt keineswegs Freuds eigene Symptome als vielmehr seine eigene, von ihm selbst entwickelte Theorie der Aktualneurosen (siehe dazu Freud 1985c, S. 183 f.). Krüll fährt jedoch fort zu behaupten, daß Freud, gemäß der „étiologie“ der Aktualneurosen, unter einem unbefriedigten Sexualleben, d.h. unter der Masturbation und der Abstinenz gelitten habe. In einer zunächst schlüssig erscheinenden Interpretation von Briefstellen, die Spekulationen über Freuds Sexualleben erlauben, bemerkt Krüll offenbar nicht, daß die von ihr als Beweis herangezogenen Textpassagen alle aus einer Zeit stammen, in der Freud schon lange nicht mehr mit der Theorie der Aktualneurosen befaßt war. So etwa zitiert sie Freud: „Die Ehe ist längst amortisiert, jetzt gibt es nichts mehr als - Sterben“ (Freud 1911, in einem Brief an Emma Jung; und damit 16 Jahre nach Konzeption der Aktualneurosen; zit. nach Krüll 1979, S. 34).

Diente der psychoanalytische Terminus der Perversion eben noch der Entlarvung des Verführers Jakob Freud, so führt er nun, durch Krüll selbst, zu einer vollständigen Exkulpation des Vaters, indem sie die Vermutung äußert, „daß die ‚Perversion‘ Jakobs, unter der er litt und auf die Freud, als er noch die Verführungstheorie vertrat, seine eigenen neurotischen Störungen zurückführen wollte, [...] lediglich in einem Masturbationszwang bestand“ (Krüll 1979, S.

128). Daß die Masturbation bei Freud weder unter dem Begriff der Perversion subsumiert noch je als Ursache von neurotischen Störungen definiert wurde, scheint in dem von Krüll skizzierten Kontext unwichtig. Denn Krülls Intention ist es nun zu zeigen, daß selbst wenn eine sexuelle Verführung durch den Vater nicht nachzuweisen sei, eine Verführung durch folgenden Auftrag gleichwohl vorgelegen hätte: Den Vater zu diskreditieren hätte Freud - der als dessen „gebundener Delegierter“ (Stierlin/Krüll 1979, S. 208) funktionalisiert worden war - in unerträglichen Konflikt gebracht, weil er einen unbewußten und zugleich ambivalenten Auftrag des Vaters loyal zu erfüllen hatte. Einerseits sollte das vom Vater gesetzte Tabu, nicht in dessen Vergangenheit zu forschen, unangetastet bleiben, andererseits sollte der Sohn intellektuell und moralisch über den Vater hinauswachsen und die Enge der rigiden jüdischen Tradition überwinden, aus der jedoch gleichzeitig das Tabu hervorgegangen war (ebd., S. 208). Doch schon die vermeintliche Existenz des Auftrages kann sich nur im Rahmen einer unzulässigen Traumdeutung von Freuds berühmten „Begräbnis-traum“ entfalten (vgl. ebd., S. 57 ff.). Ihre Analyse, insbesondere des Satzes „die oder ein Auge zudrücken“ basiert weder auf den Einfällen und Assoziationen des Träumers, noch behandelt sie den Traum selbst als eigenständiges Produkt. Nicht die latenten Traumgedanken, sondern allein der manifeste Traumgehalt, den Freud in zwei Versionen darstellt, liefert ihr den Schlüssel zum Verständnis. Krülls Interpretationsmethodik impliziert zahlreiche Deutungsvarianten, keineswegs kann sie aber Anspruch auf adäquate Übersetzung oder gar Authentizität erheben. Schon in der „Traumdeutung“ (1900a) hatte Freud die Vollständigkeit der Deutungsarbeit in Zweifel gezogen: „Wir haben bereits anführen müssen, daß man eigentlich niemals sicher ist, einen Traum vollständig gedeutet zu haben; selbst wenn die Auflösung befriedigend und lückenlos erscheint, bleibt es doch immer möglich, daß sich noch ein anderer Sinn durch denselben Traum kundgibt“ (1900a; GW II/III, S. 285). Obwohl Freud selbst also die Überinterpretation als potentielle Fehlerquelle thematisiert hatte, läßt Krüll ihre Deutung - so auch an anderen Stellen - als Inszenierung von Freuds Unbewußtem gelten.

Auch der Inhalt des Auftrages kann selbst als reine Spekulation keine Geltung beanspruchen, da sich in einer Prüfung des von Krüll verwendeten Quellenmaterials sogar das Gegenteil ihrer vorgeschlagenen Konstruktion erweist (vgl. auch Köhler 1989, S. 187 f.). Wiederholt dient ihr der Aufsatz „Über Deckerinnerungen“ (1899a) dazu, Belege für den von ihr postulierten Auftrag Jakob Freuds zu finden. Ein Aspekt dieser Botschaft sei der Wunsch des Vaters gewesen, daß sein Sohn intellektuell über ihn hinauswachse. Er sollte, so behauptet Krüll, „ein Gelehrter“ und ein großer Schüler werden, der in der „Welt des nicht-jüdischen Bürgertums Glanz und Reichtum“ erwerbe (Krüll 1979, S. 202). Entsprechend interpretiert Krüll den Satz aus den „Deckerinnerungen“:

„[...] und wenn ich dann den Beruf des Vaters fortgesetzt hätte [...]“ (1899a; GW I, S. 543) als Indiz für den Wunsch Freuds, „auch ein Händler geworden zu sein, weil er damit von den vielen Belastungen und Anforderungen, die Jakobs Auftrag für ihn mit sich brachte, befreit gewesen wäre“ (Krüll 1979, S. 202). Der bei Krüll aus dem Kontext gelöste Satz verliert jedoch den ursprünglich intendierten Sinn. Der Satz, den Beruf des Vaters fortzusetzen, kann hier nur im Rahmen einer phantasierten Aufzählung von Ereignissen zu verstehen sein, die eingetreten wären, hätte sich der gerade 17-jährige seiner ersten Verliebtheit hingegeben (vgl. 1899a; GW I, S. 543). Darüber hinaus bringt Freud, ebenfalls in den „Deckerinnerungen“ unmißverständlich zum Ausdruck, in welchem Konflikt mit dem Vater er tatsächlich gestanden hatte. In folgender Passage wird deutlich, daß sich der Vater vielmehr um die finanzielle Absicherung seines Sohnes sorgte als um die Einlösung seiner eigenen, nicht ausgeschöpften geistigen Potentiale. „Ich war schon auf der Universität und gehörte ganz den Büchern, für meine Cousine hatte ich nichts übrig. Ich habe damals meines Wissens keine solchen Phantasien gemacht. Aber ich glaube, zwischen meinem Vater und meinem Onkel bestand der Plan, daß ich mein abstruses Studium gegen ein praktisch besser verwertbares vertauschen, nach Beendigung der Studien mich im Wohnort meines Onkels niederlassen und meine Cousine zur Frau nehmen sollte. Als man merkte, wie versunken in meine eigenen Ansichten ich war, ließ man wohl den Plan wieder fallen“ (1899a; GW I, S. 545 f.).

Die Aufgabe der Verführungstheorie aber auch weiterhin als „irrationale Handlung“ (Krüll 1979, S. 76) oder gar als „Produkt seiner Loyalitätsverpflichtung dem Vater gegenüber“ (Krüll 1978, S. 102) zu bezeichnen, erweist sich ebenfalls aufgrund folgender Aspekte als unsinnig. Zum einen bestand für die theoretische Konzeption der Verführungstheorie zu keiner Zeit die Notwendigkeit, die Väter überhaupt als Verursacher in Betracht zu ziehen; paradoxerweise will Krüll selbst die von Freud eingeführte „Vaterätiologie“ durch „autoritäre Bezugspersonen“ ersetzen bzw. auf diese ausdehnen (vgl. Krüll 1979, S. 74 f., 90). Zum anderen gab Freud zwar die Verführung als ätiologisch bedeutsames Moment der Hysterie auf, verwarf aber nicht die kompromittierende Annahme, daß Kinder sexuell mißbraucht wurden. Fraglich ist auch, ob denn gerade die Ödipustheorie mit einer ebenso brisanten Implikation, der infantilen Sexualentwicklung, sich als „Kompromißtheorie“ (Krüll 1979, S. 86) gegenüber dem jüdisch-orthodoxen Vater als geeigneter erwiesen hätte. Daß aber die sexuelle Verführung bei Krüll unversehens als Verführung durch den Auftrag analogisiert wird, resultiert aus einem soziologischen Interpretationsentwurf, der nicht mehr als eine bloße Deskription komplexer Phänomene für sich beanspruchen kann: „Die Verführung in der Kindheit [...] muß nicht immer sexuell gewesen sein, um traumatisch zu wirken“ (ebd., S. 66). „Denn jede

Delegation ist immer eine ‚Verführung‘. Vor allem, wenn sie widersprüchlich ist und damit gegen die Interessen des Individuums nach Eindeutigkeit der Ich-Definition gerichtet ist“ (ebd., S. 209). Krülls Fazit lautet: „Ich meine vielmehr, daß Freud mit der Verführungstheorie eine wirklich psychoanalytische Theorie entwickelt hatte, bei der es nur noch darum gehen mußte, sie von ihrer extremen Fixierung auf *sexuelle* Verführung zu befreien“ (ebd., S. 90; Hervorhebung im Original). Das „wirklich psychoanalytische“ meint also das Festhalten an der für Krüll einzig gültigen materiellen Realität, die sich hier in einem komplexen Gefüge familiärer Strukturen verliert. Dadurch wird erneut deutlich, daß die Verführungstheorie bei Krüll nicht als das begriffen wird, was sie ist: ein ätiopathogenetisch abgeschlossener Erklärungsentwurf der Hysterie, eine Theorie, die - soll sie ihren fundamentalen Erklärungswert beibehalten - eben nicht beliebig variiert oder ergänzt werden kann. Die Krüllsche Version aber der Verführungstheorie gestattet durch ihre „soziologistische Verwässerung“ (Vogt 1987, S. 138) weder eine Erklärung noch die Aufdeckung pathologischer Krankheitsbilder.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß die eingangs gestellte Frage nach der Aufgabe der Verführungstheorie auch nach Krülls umfangreichen Analysen, zahlreichen Hypothesen und Spekulationen nicht befriedigend gelöst worden ist. Allein für die Ursachen Freuds neurotischer Symptome, die letztlich zur Aufgabe der Verführungstheorie geführt haben sollen, entwickelt Krüll vier Erklärungsebenen: die sexuelle Verführung durch den Vater (Krüll 1979, S. 74 f.), der ambivalente Auftrag des Vaters sowie Freuds Auflehnung gegen denselben (ebd., S. 209) und schließlich die als Masturbationszwang enttarnte Perversion des Vaters (ebd., S. 128).

Krülls Versuch, ihren familientherapeutisch determinierten Verstehensansatz mit analytischen Kategorien zu verknüpfen, kann sich letztlich nur durch den Verzicht auf psychoanalytische Erkenntnisse und deren Uminterpretation in soziologische Grundbegriffe entfalten. An die Stelle der sexuellen Verführung tritt die „Irre-Führung“, der Traumabegriff wird durch den Terminus der Delegation ersetzt und das klinische Bild der Perversion als Masturbationszwang erklärt.

Insofern gilt diese Kritik nicht nur den spekulativen Hypothesen, die nicht selten originell sind, als vielmehr der von Krüll gezogenen simplifizierenden Schlußfolgerung. In ihr reduziert sich die Persönlichkeit Freuds, durch die Überstrapazierung des familientherapeutischen Modells, auf einen Vasallen seines Vaters respektive Großvaters und die Psychoanalyse auf einen Tribut seiner Knechtschaft. „Für uns ist es allerdings ernüchternd, uns vorstellen zu müssen, daß die Psychoanalyse von Freud erfunden wurde, weil der Vater wahrscheinlich unter seiner Onanie litt und vermutlich mit dem eigenen Vater

einen Streit über den rechten Glauben hatte; daß Freud als gehorsamer Sohn lediglich Aufträge seines Vaters erfüllte, daß seine Motivation zur Schaffung eines epochalen Werkes in seinem kindlichen Wunsch bestand, es dem Vater recht zu machen“ (ebd., S. 210).

2. J. M. Masson: „Was hat man dir, du armes Kind, getan?“

Auch der Psychoanalytiker J.M. Masson vertritt in seiner 1984 veröffentlichten Arbeit die These, daß Freuds Aufgabe der Verführungstheorie nicht das Ergebnis einer wissenschaftsimmanenten Argumentationslogik gewesen sei, sondern vielmehr die zwingende Konsequenz seiner persönlichen Konflikte. Gleichwohl impliziert Massons Untersuchung eine weitaus radikalere Stoßrichtung. Freuds damalige Konfliktsituation sei nicht das Resultat familiärer, sondern gesellschaftlicher Konstellationen gewesen. Freud mußte die revolutionäre These von der kindlichen Verführung, die zugleich auf einen gesellschaftlichen Mißstand und dessen Duldung verwies, fallenlassen, weil er sich vor dem Hintergrund einer puritanisch viktorianischen Weltanschauung einer zunehmenden Isolierung durch das medizinische Establishment ausgesetzt sah, der er nicht standhalten konnte. Doch schon auf diese Behauptung, daß Freud keineswegs ein furchtloser Wissenschaftler war, vermag sich Masson nie so genau festzulegen. Während der Untertitel von Massons Arbeit „Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie“ eine bewußte Entscheidung - wider besseres Wissen - impliziert, so relativiert sich die Schärfe dieser Behauptung durch die Vermutung, daß Freud nur deshalb von der Verführungstheorie abgerückt sei, „weil er nicht genügend Mut gehabt hatte“ (Masson 1984, S. 16). Und gleich eine Seite weiter bietet Masson noch eine ganz andere Erklärung an: „Ich bin nach wie vor der Überzeugung, daß Freud seine eigene Entdeckung aus dem Jahre 1896 [...] als so belastend empfand, daß er sie buchstäblich aus seinem Bewußtsein tilgen mußte“ (ebd., S. 17). Bereits jene Annahme verrät, „daß dieses Buch, dessen Titel sich auf [...] das ‚Aufgeben der Verführungstheorie‘ bezieht, diese Theorie *nicht einmal in ihrem Ansatz kennt*“ (Laplanche 1988, S. 219; Hervorhebung im Original).

Nur so erklärt sich aber, warum die detaillierte Schilderung von Freuds Parisaufenthalt gleich zu Beginn des Buches plaziert ist. Denn maßgebend für die Konzeption der Verführungstheorie sei nicht nur Freuds eigenes klinisches Material, als vielmehr sein Parisaufenthalt in den Jahren 1885/86 gewesen. Dort habe es bereits aufgrund einiger gerichtsmedizinischer Veröffentlichungen eine breite Diskussion über sexuelle Gewalttaten an Kindern gegeben, und Freud sei darüber hinaus vermutlich Zeuge bei der Autopsie vergewaltigter Kinder gewesen (vgl. Masson 1984, S. 71 ff.). Dies wäre in der Tat ein bemerkenswertes

historisches Faktum, hätte Freud je das zweifellos gewaltige Ausmaß sexuellen Kindesmißbrauches geleugnet. Da Freud aber nicht soziologische oder juristische, sondern rein psychologische Forschungsüberlegungen für sich als Kompetenzbereich beanspruchte, müssen die von Masson umfangreich geschilderten Grausamkeiten als ein Appel an das emotional-moralische Gefüge zurückgewiesen werden. Allein dadurch nämlich wird der Gegenstand, die *Kausalgenese* der Hysterie verzerrt.

Doch weder Breuer noch sein engster Freund Fließ, so Masson, mochten sie dieser revolutionären Erkenntnis anschließen. Und als sich darüber hinaus die gesamten Medizinerkollegen Wiens von ihm distanzierten - Krafft-Ebbing verunglimpfte seine Entdeckung sogar als „wissenschaftliches Märchen“ - habe Freud, um wieder salonfähig zu werden, die Verführungstheorie schließlich aufgegeben.

Zweifellos kompromittierte Freud mit der Verführungstheorie sowohl die bürgerliche Gesellschaft Wiens, aus der sich vorwiegend sein Patientenstamm rekrutierte, als auch das medizinische Establishment. Doch belegen insbesondere die Briefe an Fließ aus jener Zeit, daß Freud keineswegs bereit war, sich dem Diktat des Psychiatrischen Vereins zu unterwerfen. Mehr noch: Erst nach der groben Verurteilung, der von Freud als „caput Nili“ bezeichneten Enthüllungen, begann er die Verführungstheorie zu konkretisieren und revidierte dieselbe erst nach 1 1/2 Jahren (vgl. Freud 1985c, S. 217 ff.).

Darüber hinaus ist kaum anzunehmen, daß gerade die Ödipustheorie, die vorläufig eine Bedrohung des herrschenden positivistischen Paradigmas darstellte, sich als geeignete Möglichkeit erwiesen hätte, wissenschaftlich ernst genommen zu werden. Freud selbst hat sich nie als den intellektuellen Urheber der Theorie von der kindlichen Sexualität begriffen, gleichwohl aber der bis dahin einzig als „Entartungserscheinung“ diskriminierten kindlichen Sexualbetätigung *die Gesetzmäßigkeit des infantilen Sexualtriebes in der Kindheit*“ gegenübergestellt (vgl. 1905d; GW V, S. 73 und S. 74, Fußnote 1; Hervorhebungen von B.G. und Th.K.).

Ein weiterer Aspekt für die Revision der Verführungstheorie sei Freuds Loyalität gegenüber Fließ gewesen. Anhand der umfangreichen Briefsammlung Freuds an Fließ und anderer Dokumente versucht Masson die These zu belegen, daß sich Freud aufgrund mangelnder Courage eben sowohl dem Druck gesellschaftlicher Konventionen als auch der persönlichen Autorität Fließ' gebeugt habe (vgl. Masson 1984, S. 121 ff.). Die „Emma-Eckstein-Episode“ sei dafür ein hervorragender Beweis; ohne Frage ein unschönes Beispiel sowohl für Fließ' Operationspraktik - die im Rahmen der damaligen Unkenntnis sicher vergleichbare Beispiele findet - als auch für Freuds Haltung. Freud habe einer Operation durch Fließ an seiner Patientin Emma Eckstein zugestimmt, obwohl er schon zu

jener Zeit nicht mehr von der Fließ'schen Theorie der nasalen Reflexneurose, sondern von der sexuellen Verführung als Ursache ihrer hysterischen Symptome überzeugt gewesen sei (vgl. ebd., S. 77 ff. und S. 108-111). Bei dieser Nasenoperation sei Fließ aber ein schwerwiegender Fehler unterlaufen - er hatte eineinhalb Meter Jodoformgaze in der Wunde vergessen -, an dessen Folgen die Patientin fast gestorben wäre. Um die fachliche Inkompetenz des Freundes zu verschleiern, habe Freud die Verantwortung zunächst auf sich genommen, dann aber aufgrund anhaltender Blutungen der Patientin behauptet, sie seien nicht die Folge der mißglückten Operation, sondern hysterische Sehnsuchtsblutungen. Durch dieses Exkulpations-Postulat sei Freud gezwungen gewesen, auch die Symptome aller anderen hysterischen Patientinnen nicht mehr wie bisher auf externe Ursachen zurückzuführen, sondern sie als Produkte ihrer Phantasietätigkeit zu deuten (ebd., S. 121 f.). Die Aufgabe der Verführungstheorie sei somit ein unumgängliches Opfer zugunsten der Beziehung zu Fließ gewesen.

Doch erscheint die von Masson dargestellte Analogie zwischen E. Ecksteins Blutungen und einer sexuellen Verführung nicht mehr als eine Metapher, die allein der Diskreditierung Freuds dient. Denn weder ist E. Ecksteins eigene Verführung bewiesen noch gibt es Gewißheit über ihre eigentliche Symptomatik, aufgrund deren sie Freud konsultierte, und die somit die Diagnose Hysterie nur vermuten läßt. Doch selbst im Kontext der Verführungstheorie - ohne in den Kanon der Spekulationen einstimmen zu wollen - hätten die Blutungen als hysterische Sekundärsymptome bezeichnet werden können, ohne damit gleichzeitig das ursächliche Trauma, die mutmaßliche sexuelle Verführung zu leugnen. Durch dieses Argument hätte Fließ entlastet werden können, die Blutungen wären damit erklärt gewesen, und die Verführungstheorie hätte problemlos beibehalten werden können. Die Deutung der postpubertären Blutungen als hysterisches Symptom hätte geradezu - wenn auch aus unlauteren Motiven - als Verifizierung der Verführungstheorie gelten können. Als noch weniger schlüssig erweist sich Massons Argumentation, wenn er betont, daß Freud auch nach der Aufgabe der Verführungstheorie von den realen Verführungen überzeugt gewesen sei und sogar E. Eckstein als Gewährsperson angeführt habe: „Mein Vertrauen in die Vaterätiologie ist sehr gestiegen. Die Eckstein hat ihre Patientin direkt in kritischer Absicht so behandelt, daß sie ihr nicht die leiseste Andeutung gegeben, was aus dem Unbewußten kommen wird, und von ihr dabei die identischen Vaterszenen u. dgl. erhalten“ (Freud 1985c, S. 312). Warum also hätte Freud E. Ecksteins eigene (angebliche) Verführung plötzlich leugnen sollen? Und wie erklärt es sich, daß das Vertrauensverhältnis von Freud und E. Eckstein auch nach der Operation noch so groß war, daß er sie in der analytischen Kunst unterwies, die Patienten zur Erinnerungsarbeit anzuleiten, und ihr sogar empfahl, die Ergebnisse gemäß der Verführungstheorie und nicht vor dem

Hintergrund der neuen „Phantasiethorie“ zu interpretieren? Und warum sollte Freud gerade den Entdeckungen der Patientin Glauben schenken, über die er eben noch das Urteil fällt, ihre eigenen Traumata seien erfunden? Und schließlich hätte Freud die Verführungstheorie doch wieder aufnehmen können, als die Beziehung zu Fließ zerbrach.

Massons Behauptung aber, daß Freud nach Aufgabe der Verführungstheorie nun folgerichtig habe glauben müssen, „seine Patientinnen hätten sich und ihn angelogen“ (Masson 1984, S. 27), muß als haltlose Unterstellung verworfen werden. Freud hat dies weder in den Briefen noch in den Schriften jemals behauptet. In dem von Masson angeführten Freud-Zitat kann sich diese Unterstellung nur entfalten, weil er den Begriff des Lügens synonym mit Phantasieproduktion verwendet, was schon semantisch, vollends aber im theoretischen Kontext der Psychoanalyse absurd ist. Freud schreibt: „(Ich mußte) dann doch erkennen [...] diese Verführungsszenen seien niemals vorgefallen, seien nur Phantasien, die meine Patienten *erdichtet*“ (zit. nach Masson 1984, S. 28; Hervorhebung von den Autoren). Interessanterweise fehlt bei Masson der Nebensatz, „die ich ihnen vielleicht selbst aufgedrängt hatte [...]“ (1925d; GW XIV, S. 59 f.). Dieser Satz hätte jedoch schon im Vorfeld eine entschiedene Widerlegung der Lügenthese Massons sein können. Während dem Begriff der Lüge eine bewußte und vorsätzlich zweckgebundene Handlung immanent ist, so umschreibt der Begriff der Erinnerungsphantasie bzw. -dichtung vielmehr die Intensität eines unbewußten Wunsches, der sich in der psychischen Realität, ohne materiell zu sein, manifestiert. Jenseits der materiellen Realität löst Masson eine eigenständige psychische Realität in dem Begriff der Lüge auf. Eine Simplifizierung, die Freuds verdienstvoller Erkenntnis kaum gerecht werden kann, „[...] daß die neurotischen Symptome nicht direkt an wirkliche Erlebnisse anknüpfen, sondern an Wunschphantasien, und daß für die Neurose die psychische Realität mehr bedeute als die materielle“ (1925d; GW XIV, S. 59 f.).

Aber im Gegensatz zu Krüll geht es Masson noch um etwas anderes. Seine Arbeit liest sich als der Versuch, mit der von ihm verhaßten Analytikergemeinde abzurechnen. Als eine strukturelle Analogie skizziert Masson die damalige Position Freuds und die seiner eigenen Person, als er im Begriff war, die Wahrheit über die „Anfänge der Psychoanalyse“ herauszufinden. Denn seine unliebsamen Enthüllungen seien ebensowenig mit wissenschaftlichem Interesse aufgenommen worden wie zuvor die Verführungstheorie. Man habe ihm sowohl die persönliche als auch finanzielle Unterstützung versagt und ihn schließlich sogar aus dem Direktorium des Freud-Archivs, dessen Leitung er als Nachfolger Eisslers ursprünglich hätte übernehmen sollen, ausgeschlossen. In dieser Haltung zeige sich, daß es auch der heutigen etablierten Analytikergemeinschaft nicht um die Rekonstruktion wahrer Zusammenhänge

ginge - mit deren Anspruch sie auftritt -, sondern um die kritiklose Rechtfertigung des Mythos Freud, dessen geistiges Erbe unreflektiert für das originäre Fundament der Psychoanalyse bürge (vgl. Masson 1984, S. 17 f.). Doch bleibt letztlich zu fragen, ob eine wissenschaftshistorisch ausgerichtete Untersuchung zugleich der Austragungsort persönlicher Animositäten sein kann; d.h. stehen nicht bereits die Prämissen dieser Arbeit in einem unvereinbaren Widerspruch zu ihrem suggerierten aufklärerischen Anspruch. Das grundlegende Mißverständnis der Verführungstheorie, die Aufbereitung von Freuds Paris-Aufenthalt sowie die dramatische Darstellung seiner Beziehung zu Fließ und Ferenczi legen den Verdacht nahe, daß gerade die sozialkritischen Implikationen der Verführungstheorie für Masson den Anknüpfungspunkt boten, um sich in spektakulärer Weise von seinen Analytikerkollegen zu distanzieren (2). So gilt noch einmal zu betonen, daß Freud mit Aufgabe der Verführungstheorie nicht den Tatbestand des sexuellen Mißbrauchs und der Verführung von Kindern kategorisch geleugnet, sondern allein das infantile Sexualtrauma als spezifische *étiologie* der Hysterie verworfen hatte. Eben deshalb existiert nicht der von Masson formulierte Widerspruch, wenn Freud auch fortan stets betonte: „Besonderes Interesse hat die Phantasie der Verführung, weil sie nur zu oft keine Phantasie, sondern reale Erinnerung ist“ (1916/17; GW XI, S. 385; vgl. auch 1896c; GW I, S. 385, Fußnote 1). Der entscheidende, durch die Theorie nicht mehr faßbare Widerspruch war vielmehr der, daß hysterische Symptome auch dort auftraten, wo keine sexuellen Verführungen stattgefunden hatten. Gleichwohl galt die sexuelle Verführung auch künftig als eine begünstigende, nicht aber mehr als eine notwendige Bedingung in der Kausalgenese der Hysterie. Darüber hinausgehend verkennt Masson in seinem Beharren auf der für ihn einzig relevanten äußeren Realität, daß der Begriff der psychischen Realität - infolge der pathogenetischen Eigentümlichkeit der Verführungstheorie - schon innerhalb dieses Modells an Bedeutung gewonnen hatte. „In der Verführungstheorie ist es die Erinnerung und nicht das Erlebnis selbst, die traumatisierend wirkt. In diesem Sinne erhält ‚Erinnerung‘ bereits in dieser Theorie den Wert einer ‚psychischen Realität‘ [...]“ (Laplanche & Pontalis 1986, S. 590). Massons beziehungslose Polarisierung von Faktizität auf der einen und Phantasie auf der anderen Seite entlarvt, daß er in seinen Betrachtungen einem extrem kruden positivistischen Paradigma verpflichtet bleibt und sich zum Kritiker der psychoanalytischen Disziplin aufschwingt, die gerade ein bedeutendes Beispiel der Überwindung desselben darstellt.

Daß Freud nämlich psychische Erkrankungen nicht mehr nur als ein Abbild realer Ereignisse deutete, sondern als deren Ursache ein verschränktes Gefüge von äußerer und innerer Realität annahm, war zunächst weitaus spektakulärer als

zuvor der Erklärungsgehalt der Verführungstheorie. Anders nämlich als jetzt die Ödipustheorie war die Verführungstheorie streng im Rahmen eines naturwissenschaftlichen Kausalmodells geblieben.

Gleichwohl verweist Massons Kritik auf eine Leerstelle in der psychoanalytischen Konzeption, daß nämlich die äußere Realität, nachdem ihre Bedeutung einmal erkannt worden war, in der sich etablierenden Psychoanalyse zu wenig beachtet geblieben ist. Ihren Geltungsanspruch als ätiologisches Moment der Hysterie gewinnt sie mit diesem Argument jedoch nicht zurück. Doch nur zu Recht hätte Masson diesen Anknüpfungspunkt zur Frage nutzen können, zu welchen pathologischen Auswirkungen eine sexuelle Verführung im psychischen Geschehen dann führt, wenn nicht (mehr) zur hysterischen Erkrankung. Das ist eine Frage, die nicht gestellt wird, die aber nicht nur das leidige Mißverständnis der Verführungstheorie hätte aufklären können, sondern auch endlich von dieser weg, hin zu der von Masson eigentlich intendierten Diskussion hätte führen können. Indem Masson der Psychoanalyse aber die äußere Realität als genuines Arbeitsfeld vorschreibt, ignoriert er sowohl das Leiden derer, die schwere psychische Erkrankungen ausprägen ohne gravierende externe Einwirkungen, als auch, daß sich Freud in der Analyse des „inneren Auslands“ (1933a; GW XV, S. 62) auf ein Gebiet gewagt hatte, das bis dahin in der psychiatrischen Wissenschaftsgeschichte immer schon als Mysterium betrachtet oder geleugnet worden war.

Masson gelingt weder eine wissenschaftsimmanente Analyse, die gleichzeitig den Eigenwert der Psychoanalyse in Rechnung stellt, noch eine kritische Differenzierung der psychoanalytischen Konzeption selbst und ihres Begründers Sigmund Freud, solange er an folgendem Kausalzusammenhang festhält: Die Grundübel der angewandten Psychoanalyse heute ließen sich unmittelbar auf die zugrunde gelegten psychoanalytischen Konstruktionen zurückführen, und deren Mängel wiederum müßten allein der uncouragierten Persönlichkeit Freuds angelastet werden. Abgesehen davon, daß sich die Psychoanalyse nunmehr ein ganzes Jahrhundert ohne ihren geistigen Urheber hat bewähren müssen, erweist es sich als eklatante Simplifizierung, die Defizite ihrer praktischen Indienstnahme allein durch die Aufgabe der Verführungstheorie zu erklären. So etwa behauptet Masson, daß durch die (angebliche) Entlastung der Bezugspersonen, bei gleichzeitiger Betonung der Eigenverantwortlichkeit des Individuums eine gefährliche gesellschaftliche Anpassung produziert werde (vgl. Masson 1984, S. 218 f.). Jedoch, indem die innere Welt der Phantasien und Konflikte entscheidend berücksichtigt wird, wird weder die äußere Realität noch deren pathologische Auswirkungen geleugnet. Gleichwohl sind die Stabilisierung des Ichs sowie die Fähigkeit zur Integration überhaupt erst die notwendigen Voraussetzungen, um sowohl extern verursachte Traumata als auch innere Konflikte zu verarbeiten.

Die Stabilisierung des Ichs sowie die Anerkennung der Eigenverantwortlichkeit stehen nicht im Dienste einer Billigung oder Legitimation von Realität, sondern müssen als prophylaktische Maßnahme zur Verhinderung von pathologischen oder pathologisch wirkenden Abwehrmechanismen verstanden werden. Schuldzuweisungen, die bereits der Ausdruck eines geschwächten Ichs sein können, mögen kurzfristig als Entlastung empfunden werden; sie führen aber nicht selten dazu, daß die zugrundeliegenden Zusammenhänge und das eigentliche Ausmaß der Verletzung weder begriffen werden noch einer grundsätzlichen und notwendigen Aufklärung zugänglich wären. Masson gelangt in seinen Ausführungen jedoch über die, von Parin als seltsame Logik bezeichnete Verkürzung nicht hinaus: „*Weil es wirkliche Vergewaltigung und Brutalisierung von Kindern gibt, deshalb können Phantasien keine Rolle spielen. Weil wir (alle?) an den Narben alter Verletzungen leiden, deshalb können es nicht innere Konflikte sein. Die Psychoanalyse ist zumindest überflüssig; eigentlich beruht sie auf der Lüge, daß der Mensch sein Unglück in sich trage*“ (Parin 1986, S. 247; Hervorhebung im Original).

Und schließlich sei Massons Unterstellung, daß durch die Analyse angepaßte Individuen lanciert würden, eine fast schon psychologische Alltagswahrheit entgegen zu stellen: Daß sich nämlich ein stabilisiertes Ich weitaus resistenter gegenüber Autoritäten und Machtstrukturen zeigt, als ein geschwächtes und verletzbares Ich, das unweigerlich in der bloßen Delegation von Schuldzuweisungen einen defensiven Rückzug antreten muß.

Nicht zuletzt verhilft aber diese ubiquitäre Erkenntnis der von P. Parin und G. Parin-Matthey vertretenen Auffassung zur besonderen Anerkennung, daß die psychoanalytische Methodik als subversive Tätigkeit analogisiert werden könne: „*Da alle jene Kräfte, die zur Einengung und Verzerrung individuellen Seelenlebens geführt haben, Ausdruck und Wirkung gesellschaftlicher Unterdrückung und Ursache des allgemeinen Unbehagens in der Kultur sind, üben Psychoanalytiker einen Beruf aus, der sie in die Lage unerbittlicher Kritiker ihrer Gesellschaft bringt [...]. Sie sind heimliche Subversive*“ (Parin & Parin-Matthey 1986, S. 251; Hervorhebung von B.G. und Th.K.).

Anmerkungen

- (1) Der Terminus „Paradigmenwechsel“ ist dem Essay von Th.S. Kuhn (1976) entlehnt. Unter einem Paradigma versteht Kuhn „allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten maßgebende Probleme und Lösungen liefern“ (ebd.,

S. 10). Unter einem Paradigmenwechsel versteht Kuhn folgerichtig „jene nichtkumulativen Entwicklungsepisoden [...], in denen ein älteres Paradigma ganz oder teilweise durch ein nicht mit ihm vereinbares neues ersetzt wird“ (ebd., S. 104). Für die psychoanalytische Konzeption gelten nun - unseres Erachtens - drei spezifische Eigentümlichkeiten, die den Begriff des Paradigmenwechsels, der sich in miniature auf der Ebene Verführungstheorie versus Ödipustheorie zeigt, sehr wohl rechtfertigen.

1. Die Annahme und/oder Verwerfung psychoanalytischer Theorien fand weniger innerhalb eines Forscherdiskurses statt als vielmehr in der Konfrontation mit eigenen divergierenden Erkenntnissen nur einer Person, nämlich Freud.

2. Die frühe Neurosenkonzeption Freuds folgt nicht der strengen Bedingtheit eines Paradigmas, da sie als anerkannte „wissenschaftliche Leistung“ nicht durchgesetzt werden konnte. Die Verführungstheorie muß somit, infolge des immanenten ätiopathogenetischen Kausalmodells als paradigmengabhängige Theorie des Paradigmas Naturwissenschaft begriffen werden.

3. Folglich stellt auch die Ödipustheorie kein neues Paradigma dar, da die sexuelle Verführung auch innerhalb der Ödipustheorie eine hinreichende Berücksichtigung erfährt; gleichwohl konnte gerade mit der Etablierung der Ödipustheorie ein neues Paradigma geschaffen werden: die Psychoanalyse.

Das heißt: Nicht die Wende von der Verführungstheorie zur Ödipustheorie stellt den im Kuhnschen Sinne gemeinten Paradigmenwechsel dar, sondern hier handelt es sich um zwei konkurrierende Theorien, die jeweils einem anderen paradigmatischen Kontext entstammen: die Verführungstheorie dem naturwissenschaftlichen Modell und die Ödipustheorie der Psychoanalyse. Und erst auf dieser theoretischen Ebene sollte von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden. Nur zur Vereinfachung, aber stets im Zusammenhang mit diesen Überlegungen wird der Terminus Paradigmenwechsel zwischen Verführungstheorie und Ödipustheorie auch in diesem Aufsatz verwendet.

- (2) Schon dieser Punkt veranlaßt uns - neben den zahlreichen textimmanenten Widersprüchen - der auch von Knörzer vertretenen Auffassung zu widersprechen, daß Massons „Untersuchung es als einzige auch [...] verdient, wissenschaftlich ernst genommen zu werden“ (Knörzer 1988, S. 97).

Literatur

- Freud, S. Gesammelte Werke in 18 Bänden. Frankfurt/M.: Fischer, im weiteren zitiert als GW; Angabe der Schriften nach den Siglen der offiziellen Freud-Biographie.
- Freud, S. (1893f). Charcot (Nachruf). GW I, S. 19.
- Freud, S. (1896b). „Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen.“ GW I, S. 377-403.
- Freud, S. (1896c). Zur Ätiologie der Hysterie. GW I, S. 423-459.
- Freud, S. (1899a). Über Deckerinnerungen. GW I, S. 529-554.
- Freud, S. (1900a). Die Traumdeutung. GW II/III.
- Freud, S. (1905d). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V, S. 27-145.
- Freud, S. (1916-17a). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI.
- Freud, S. (1925d). Selbstdarstellung. GW XIV, S. 31-96.
- Freud, S. (1933a). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XV.
- Freud, S. (1985c). Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904. Ungekürzte Ausgabe. Herausgegeben von J.M. Masson. Frankfurt/M.: Fischer.
- Habermas, J. (1973). Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Knörzer, W. (1988). Psychoanalyse und „Verführungs-Theorie“. *Psyche* 42, 97-130.
- Köhler, Th. (1989). Abwege der Psychoanalyse-Kritik. Zur Unwissenschaftlichkeit der Anti-Freud-Literatur. Frankfurt/M.: Fischer.
- Köhler, Th. (1990). Das Werk Sigmund Freuds. Band 1. 2. Auflage. Heidelberg: Asanger.
- Krüll, M. (1978). Freuds Absage an die Verführungstheorie im Lichte seiner eigenen Familiendynamik. *Familiendynamik*. Band III, S. 103-127.
- Krüll, M. (1979). Freud und sein Vater. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung. München: C.H. Beck.
- Kuhn, Th.S. (1976). (amerikanische Originalausgabe 1962) Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. 2. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.B. (1986). (französische Originalausgabe 1967) Das Vokabular der Psychoanalyse. 7. Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Laplanche, J. (1988). Die allgemeine Verführungstheorie. Tübingen: Edition Diskord.
- Masson, J.M. (1984). (amerikanische Originalausgabe 1984) Was hat man dir, du armes Kind, getan? Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Parin, P. & Parin-Matthey, G. (1986). *Subjekt im Widerspruch*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Rohde-Dachser, Ch. (1989). Psychoanalytische Theorien über die Differenz der Geschlechter. *Psyche* 43, 193-218.
- Vogt, R. (1986). *Psychoanalyse zwischen Mythos und Aufklärung oder das Rätsel der Sphinx*. Frankfurt/M.: Qumran.

Zu den VerfasserInnen: Benigna Gerisch, Dipl.-Psych., arbeitet im Therapiezentrum für Suizidgefährdete der Universitätsklinik Eppendorf, Hamburg. Priv.-Doz. Dr. Dr. Thomas Köhler lehrt am Psychologischen Institut III der Universität Hamburg.

Anschrift: B. Gerisch u. Th. Köhler, Psychologisches Institut III, von-Melle-Park 5, 2000 Hamburg 13